Drei Briefe aus dem Gebirgs-WK. Teil 1

Autor(en): **H.P.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **55 (1951-1952)**

Heft 2

PDF erstellt am: **08.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-661508

Nutzungsbedingungen

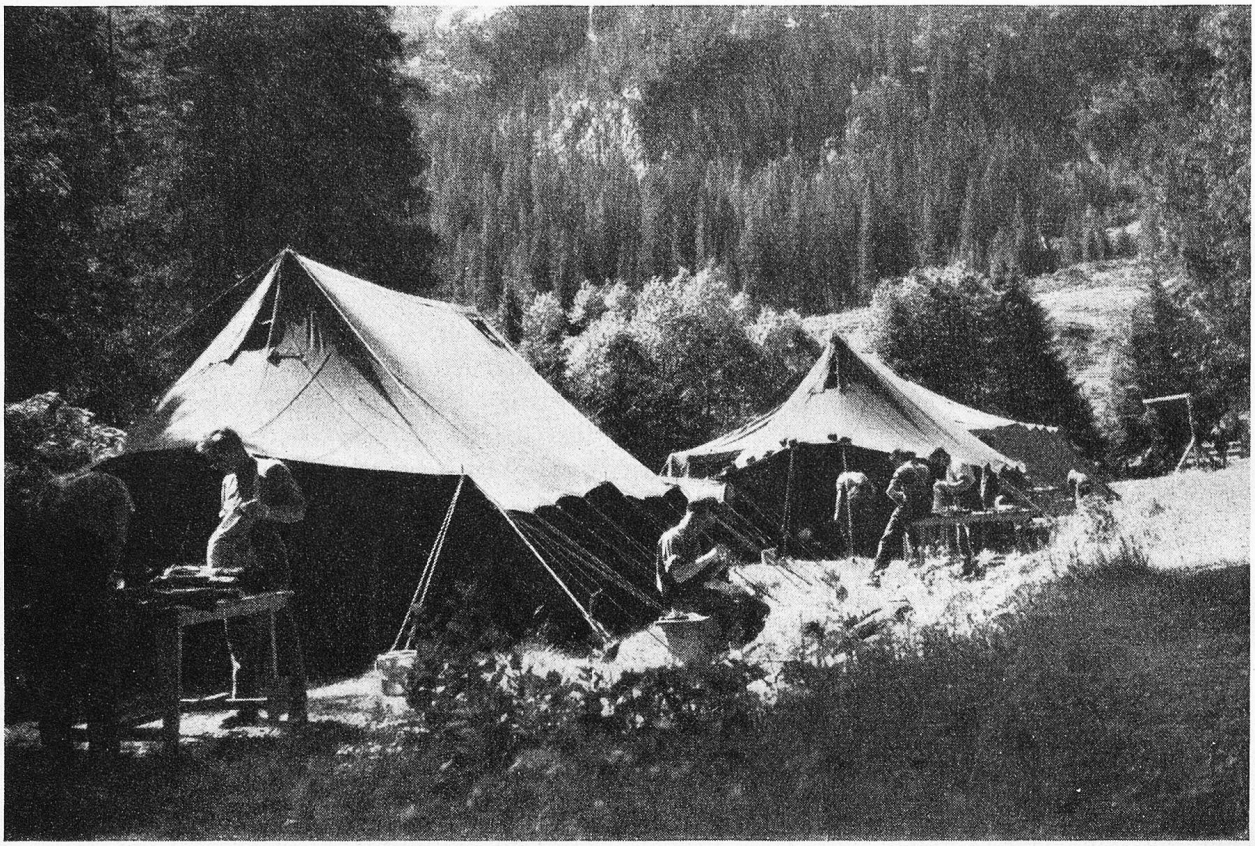
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Zeltlager Rosenlaui.

Drei Briefe aus dem Gebirgs-WK

1.

Lieber Oskar!

Nun ist schon eine ganze Woche vorbei, seit wir uns in Zürich «tschau» gesagt haben und ich voll Erwartungen nach Meiringen in den Gebirgskurs unserer Division eingerückt bin. Es ist wirklich schade, dass Du nicht dabei bist; Du wärest sicher genau so begeistert von diesem Dienst wie ich.

Erinnerst Du Dich noch, wie Du mir lachend gute Ferien gewünscht hast, als der Zug wegfuhr? Leider muss ich Dich enttäuschen, denn aus diesen «Ferien» ist nichts geworden. Aber nun will ich Dir der Reihe nach berichten, was alles passiert ist.

Schon das Einrücken in Meiringen war ganz anders als beim WK mit unserer Einheit. Da trifft man sich jeweils schon in der Bahn, und jeder kennt den andern. Diesmal aber sah ich unter etwa 180 Mann nur zwei vertraute Gesichter! Ein wenig schwierig, sich in dem Gewühl von Einheiten und Graden zurechtzufinden. Aber bald waren wir in Züge eingeteilt, hatten den Waffenrock mit der Gebirgsbluse vertauscht und machten uns auf den Weg zur Alp Rosenlaui.

Mittagssonne, schwüle Hitze und ein schmaler, steiler Pfad pressten uns die ersten Schweisstropfen auf die Stirne. Ein Vorzeichen für die kommenden drei Wochen . . . Doch kaum waren wir eine Stunde unterwegs, als sich der Himmel plötzlich mit grossen, schwarzen Wolken überzog, und bald darauf regnete es in Strömen. Tropfnass kamen wir auf der «Rosenlaui» an. Neben einem wild rauschenden Bergbach — der Feldweibel hatte die grösste Mühe, ihn mit seiner Prachtstimme zu übertönen — waren die Zelte aufgestellt, die uns für drei Wochen Unterkunft bieten sollten. Grosse, graue Zelte, jedes für 10—15 Mann berechnet.

Alles war nass und kalt; der Boden schwammig, aufgeweicht, und unaufhörlich regnete es aus der tiefliegenden, bleiernen Wolkendecke. Die Stimmung war, wie Du Dir sicher gut vorstellen kannst, nicht gerade übertrieben fröhlich. Jeder bemühte sich, trockene Kleider anzuziehen und sich den

Das Fassen der umfangreichen Ausrüstung nimmt viel Zeit in Anspruch; man steht Schlange.

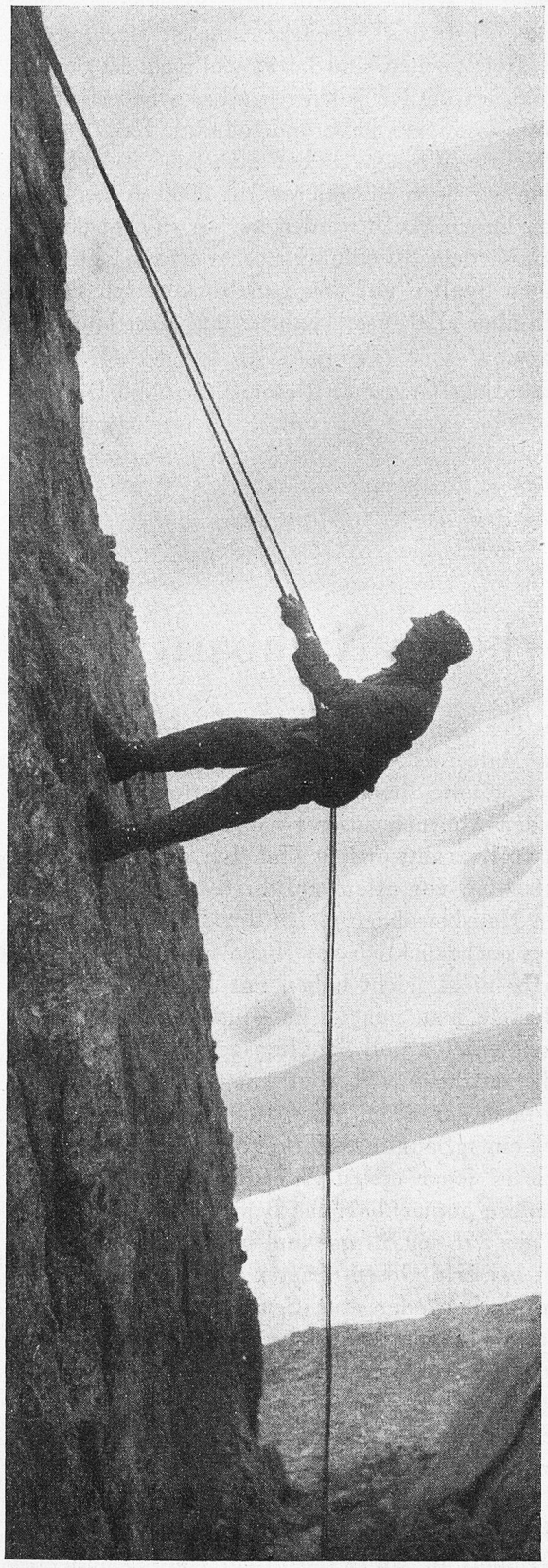
Die Steigeisen müssen mit Zange und Schweissbrenner genau dem Schuh angepasst werden, damit man sich im Eis auf sie verlassen kann.

ihm zugewiesenen Platz so bequem wie möglich einzurichten. Es wurde Nacht über dem üblichen Retablieren und den ebenso üblichen Anfangsschwierigkeiten.

Morgen. 05.00 Tagwache. Das Wetter ist besser; es regnet nicht mehr, doch ist der Himmel immer noch bedeckt. Grosse weisse Wolkenfetzen hangen an den steil vor uns aufragenden Felswänden.

Turnen, Frühstück. Dann Fassen der persönlichen Ausrüstung; eine nicht endenwollende Liste von Material! Da lies und staune:

1 Daunenschlafsack mit Kapuze und Segeltuchhülle,
1 Zeltbahn mit Zeltpflöcken,
1 Eispickel,
30 m Seil,
1 Karabinerhaken,
1 Stehschlinge,
1 Paar Steigeisen,
1 Schneebrille,



1 Paar Gamaschen,
1 Paar Kletterschuhe,
3 Mauerhaken,
3 Eisröhren,
2 Paar Handschuhe,
1 Ohrenschutz,
1 Halstuch,
1 Sanitätsbüchse,
2 topographische Karten.

Das ganze Arsenal wird nun möglichst zweckmässig auf dem engbemessenen Raum verstaut oder, besser gesagt, kunstgerecht auf den am Boden liegenden Rucksack getürmt. Dann wird uns im Theoriezelt — das gibt es nämlich auch noch da oben — klargemacht, warum wir hier sind, was man von uns verlangt, und dass zum Jassen sehr wenig Zeit bleiben werde. So geistig und körperlich vorbereitet kriechen wir endlich in unsere übrigens fabelhaften Schlafsäcke, um schnarchend die zweite Zeltnacht zu überstehen.

Um 05.00, das heisst mitten in der Nacht, wiederum wohltuendes Gliederlockern beim Frühturnen heissen, tadellos gekochten Kakao und Antreten mit Rucksack und Pickel. Gehen muss man lernen, atmen muss man lernen. Die meisten tragen den Pickel falsch, und überhaupt sind wir noch ganz «blöde Städter». Nach anderthalb Stunden Ankunft im «Klettergarten». Da gibt es an grossen Felsblöcken fixfertig ausprobierte Routen. An vielen Stellen sind die «Genüsse» bezeichnet, die uns erwarten, wie zum Beispiel: Steile Platte, heikle Platte, schwere Kante, Traverse usw. Da gibt es auch ein überhängendes Felsband, wo man sich ganz auf die Kraft seiner Hände verlassen muss.

Hier machen uns die Klassenlehrer — zum grössten Teil sind es Bergführer aus Davos, Zermatt oder Saas-Fee — mit dem Fels vertraut. Wie man Griffe aussucht, Tritte wählt; dass man alles, was man unternimmt, ruhig und überlegt, ja beinahe langsam tun soll. Man darf nicht mit dem Körper am Fels kleben; es ist verpönt auf den Knien zu kriechen, und es wird als lächerlich empfunden, wenn man beim Abstieg den Hosenboden als Notbremse benützt. Auch wie man extrem schwierige Stellen wie grifflose Wände und Kanten erzwingt, indem man Seil und Mauerhaken als Hilfsmittel verwendet, wird uns von den Bergführern demonstriert. Besondern Spass macht mir das Abseilen — mit oder ohne Karabinerhaken — an senkrechten oder gar überhängenden Wänden, wenn man sich wie eine Spinne frei in der Luft baumelnd 25 m in die Tiefe gleiten lässt.

Wir lernen, wie man sich anseilt, und was eine Seilordnung ist; wie man sich gegenseitig sichert, und dass Steinschlag eine äusserst unangenehme Sache ist. Jeden Tag steigen wir auf höhergelegene Uebungsplätze und sammeln wir bei immer schwieriger werdenden Klettereien schon unsere eigenen Erfahrungen.

Indessen ist es ja nicht das Ziel eines Gebirgskurses, aus uns Soldaten raffinierte Kletterer zu machen; man will uns vielmehr zu zuverlässigen Patrouilleuren ausbilden. Dazu gehört zum Beispiel auch das Ausfindigmachen von Routen, die für eine ganze Kompagnie oder ein Bataillon passierbar sind; das Gangbarmachen von solchen Wegen, wenn nötig mit Hilfe eines fixen Seils, das mit Haken befestigt wird. Auch Strickleitern werden in Wände oder Kamine gehängt.

Du siehst, das Arbeitspensum ist riesig gross, und drei Wochen sind kurz; vielleicht ist das der Grund, warum ich jeden Abend so scheusslich den «Knieschnapper» habe und todmüde bin.

Nächste Woche, so hat man uns prophezeit, sollen wir beim Biwakieren auf 2500 m das «Gruseln» lernen. Auch werden wir — so geht das Gerücht — dem Rosenlauigletscher und seinen blaugrünen Spalten auf den Leib rücken. Ich werden Dich über alle unsere Fahrten auf dem laufenden halten.

Herzliche Grüsse an Deine Eltern und Dich.

Dein H. P.

Friedensappell an den «bösen Nachbarn»

Wir haben nun ein paar Jahre lang versucht, uns überall zu meiden, obschon es nicht zu umgehen war, dass unsere Wege sich immer wieder kreuzten. Wir haben getan, als ob wir nicht Nachbarn wären und sind doch Nachbarn geblieben, an der gleichen Tramstation ein- und aussteigend, immer ungefähr zur selben Zeit der gleichen Haustür zustrebend und über dieselbe Schwelle tretend. Haben nicht auch Sie den Verdacht, dass das Schicksal uns gewaltsam versöhnen will?

Welch groteskes Zusammentreffen hatten wir gestern wieder! Ich trat eben aus der Haustüre auf das Trottoir und Sie bogen unten um die Ecke, aus einer Distanz von etwa hundert Metern mir entgegen und ich auf Sie zuschreitend. Es ist dies erfahrungsgemäss von allen möglichen Begegnungen zwischen uns die peinlichste. «Nichts mehr zu machen, wir müssen aneinander vorbei» — denkt jeder. Aus Rücksicht auf die Selbstachtung bleibt keinem mehr die Chance, sich «seitwärts in die Büsche zu schlagen» und durch fremde Gärten und über Zäune nach Hause, beziehungsweise zur Tramstation zu gelangen. Eine einzige Möglichkeit hätte ich noch gehabt: mir an die Hosentasche und dann sogleich an den Kopf zu greifen, mit einer ärgerlichen Geste das Fehlen des Schlüsselsbundes festzustellen und mit einem stichhaltigen Grund in die Wohnung zurückzukehren. Dies tat ich aber doch nicht, und so schritten wir denn, wie zwei von der Genickstarre befallene Gestalten ‚zum xten Male blick- und grusslos aneinander vorbei.

Ich könnte Ihnen nun zwar beweisen, dass Sie für den Abbruch unserer nachbarlichen Beziehungen voll verantwortlich sind. Ich könne zu meiner Entlastung vor allem anführen, dass uns die andern Hausbewohner gleich am Tage unseres Einzuges nachdrücklich vor Ihnen warnten. «Sie werden es nicht leicht haben mit Ihrem Nachbarn», bedeutete man uns — im Flüsterton, «vor allem Klavierspielen und Säuglingsgeschrei kann er gar nicht vertragen.» So weit war es aber damals bei uns noch gar nicht. Wir hatten weder ein Klavier noch einen Säugling. Darum unterhielten wir denn auch in jener ersten Zeit durchaus korrekte, ja geradezu gutnachbarliche Beziehungen. Wir grüssten uns auf der Strasse und im Treppenhaus, nahmen bei erfolglosem Läuten gegenseitig das Brot vom Bäcker oder eine Sendung von der chemischen Waschanstalt in treue Verwahrung. Die übrigen Hausbewohner staunten, und wir Nachbarn mögen uns insgeheim gewundert haben.

Sie wissen am besten, warum es dann anders kam. Als der sehnlich erwartete Sohn allzu lange auf sich warten liess, forderte meine Frau zwecks Abkürzung der Wartezeit das Klavier aus ihrem Elternhaus an, wo es seit ihrem Wegzug unbenützt gestanden. Das war das Ende. Marion spielte mir — ein einziges Mal — während der Mittagszeit